



Grab in Nordfrankreich.

Die weite Ebene glänzt von Schnee und Lehm,
Zerfurcht von Gräben und von Stachelndraht
Durchrostet, und löchrig von Granaten. Fern
Liegt kalt und schmal und langgestreckt
Die Höhe von Loreto, zudend von
Nie ruhendem Donnerlaut, gekrönt, behelmt
Von einem Waldstich, der, gleich Stirnhaar oder
Gleich einem Helmbusch, schroff abbricht. Darüber
Spreizen sich dünn die großen Meereswolken
Und fängt der feuchte Sonnenuntergang
Mächtig wie immer zu erglänzen an.

Tief liegt zur Rechten im Gelände weit
Die Felsenstadt, gekürrt und ziegelrot,
Das leere, von Granaten schallende,
Von englischen Granaten bestende,
Bis in die Keller kriegerzerstörte Gens.

Hier aber, einsam in dem weiten Feld,
Ruhn beieinander ein paar deutsche Gräber;
Holzkreuze, von Kameradenhand bemalt,
Mit Kirchhofstand des fremden Lands geschmückt,
Ein Blechkranz hier, künstliche Blumen da,
Und Name, Regiment und Kompagnie.

An einem schmalen Hügel, lehmig grau,
Zögert mein Fuß. An seinem kalten Kreuz,
Des Holz noch hell ist, haftet ein kleiner Zettel,
Ein Briefbogen, halbleer, darauf mit dünner Schrift
Geschrieben steht: „Ihrem geliebten Sohn
Von seiner Mutter.“ — Ganz erschütternder,
Stielt blendend um das düre Grab.

aus Heligen.

Ein neuer Prophet.

Von Friedrich Stampfer.

Der Präsident der Allgemeinen Elektrizitätsgesellschaft
Walther Rathenau, Sohn und Erbe Emil Rathenaus,
einer der ersten Männer der Berliner Gesellschaft,
schleudert eine zornige Anklageschrift in die Welt hinaus gegen
Mammonismus und Blutokratie, Erdbodenrecht und Menschenausbeutung,
Klassenstaat und Kastengeist. Er verkündigt ein neues Reich auf Erden, in dem sich das Göttliche aus menschlichem
Geiste verkörpern soll. Dieses Göttliche aber steht er vor allem in einer
Solidarität der menschlichen Gemeinschaft, die keinen Kampf um Macht
und Besitz mehr kennt, aus der Eigensucht, Haß, Neid und Feindschaft
verschwinden sein werden.

Der große Arbeitgeber wendet sich in seiner ethischen Sozialkritik
wider die kapitalistische Gesellschaft mit Flächen von alttestamentarischer
Gewalt. Unsere Nächsten und besonnenen Gewerkschaftsführer werden
wahrscheinlich über diese Sprache erstaunt sein. Vieles, was in diesem
Buch zu lesen steht, klingt uns wie ein Lied aus vergangenen Tagen, aus
der Zeit, wo auch wir nichts anderes waren als leidenschaftliche
Ankläger alles Bestehenden und gläubige Propheten einer neuen Zeit:
nicht, wie jetzt schon überlegende Wertmeister am Bau des Neuen.

Weil es uns heute mehr darauf ankommt, den feindlichen
Stoff zu kennen und zu bewältigen, als darauf, durch schroffe
Gegenüberstellung dessen, was ist, und dessen, was sein soll,
Leidenschaften zu entzünden, können selbst wir geneigt sein,
manches in der Schilderung Rathenaus trotz zu finden.
Ekelhaft und verabscheuungswürdig sind die Ausdeutungen
einer goldenen Jugend, die in einer Nacht vergeht, was eine
Arbeiterfamilie im Jahre zum Leben braucht. Aber es ist
volkswirtschaftlich nicht richtig, daß der Luxus der Besitzenden
den Massen nimmt, wessen sie zu ihrem Leben bedürfen,
dazu ist die Schicht der Besitzenden zu klein, die der
Besitzlosen zu groß. Das Fett, das die Reichen verprassen,
würde, in den allgemeinen Kessel getan, nur ein
spärliches Fetttüglein auf der Suppe der Armen bilden.
Vollgenug ist die Lage des Proletariats, aber sie ist nicht so,
daß sich nicht wenigstens die Stärksten aus ihm heillich
und sozial zu erheben vermöchten: was die moderne
Arbeiterbewegung, was Genossengeist hier gewirkt haben,
das verkennet Rathenau, weil er in leidenschaftlicher
Einsseitigkeit im Sozialismus nur den Vastard des
Kapitalismus sieht, ein auf andere Macht- und
Besitzverteilung gerichtetes mechanistisches Prinzip.

Dieses mechanistische Prinzip hat es Rathenau angetan.
Er ist der berechtigte Fürsprecher der menschlichen Seele,
die seiner Ansicht nach beim Kapitalismus wie beim
Sozialismus zu kurz kommt. Rathenau weiß nicht oder
will nicht wissen, daß auch er Sozialist ist und daß
das, was er vorzubringen hat, als sozialistische
Kritik am Sozialismus erträglich und beachtenswert
wäre, aber als scheinbar antisozialistische
Kritik durch Ungerechtigkeit und Undankbarkeit
un-

*) Walther Rathenau, Von kommenden Dingen. Berlin,
S. Fischer.

erträglich wird. Rathenaus Kraft beruht darauf, daß er auf
dem Boden sozialistischer Gesellschaftskritik steht, die er mit
stark religiösem Einschlag und eigenen Weltverbesserungs-
plänen betreibt. Seine Schwäche beruht auf der Ueber-
schätzung der rein ideellen Faktoren und auf der Sicherheit,
mit der er für den Bau der Zukunft einen Plan zu zeichnen
versucht, er verliert sich in die Gefahren eines „gefühllos-
sozialistischen“ Utopismus.

Gerade diesen Fehler hat der moderne Sozialismus —
was Rathenau wiederum vollständig verkennt — mit großer
Beitragigkeit vermieden. Er hat immer bloß grobe Umrisse
gegeben und sich nie auf einen ins einzelne ausgearbeiteten
Zukunftsplan festgelegt. Der Weltstaat, in dem alles ver-
staatlicht ist, sieht nicht in seinem Programm, sondern nur in
Rathenaus Buch, wo er dann mit viel überlegenem Hohn
erledigt wird. Rathenau weiß nichts oder will nichts wissen,
vom Gemeindefeudalismus, vom Genossenschaftsozialismus,
vom gewerkschaftlichen Kooperation; er sperrt sich gegen die
Anerkennung, daß der Sozialismus allen Formen der Gemein-
wirtschaft die Bahnen der Entwicklung offen hält, und daß
ihm das Hervorheben einer bestimmten Methode weiter nichts
als eine Mahnung wirtschaftsorganisatorischer Zweckmäßigkeit
ist. Er kann nicht zugeben, daß der Sozialismus Gemeinheits-
gedanke, wirksames Solidaritätsgefühl ist, denn sonst müßte
er zugeben, daß er als Prophet zu spät kommt und daß seine
Anlage zusammenbricht.

Sie trifft höchstens jene hier und da auftauchende
Bergerrung der Marx'schen Theorie, die sich nach dem Vorbilde
nicht von Marx, aber von Alexander Tille, weiland Schar-
macher-Syndikus, eine „moralisier“ Klassenpolitik konstruiert,
die es in Wirklichkeit nie gegeben hat.

Den Streit, den wir jetzt mit Rathenau haben,
hatten wir schon vor 20 Jahren mit der Gesellschaft für
ethische Kultur und ihrem tapferen Oberst v. Egidy, wir
hätten ihn ungefähr ähnlich mit Tolstoi und seinen Jüngern.
Marx hatte ihn schon mit Karl Heinzen, dem er „Liebes-
labalei“ vorwarf (war Marx deswegen amoralisch? Er
hätte sich als deutscher Professor ein Häuflein anmähnen
können, statt in London das Brot des Erlits zu essen). Aber,
wie Rathenau richtig sagt, in der mechanistisch-
kapitalistischen Gesellschaft tritt jeder an jeden mit der heftig-
sten Frage heran, wie er ihn gebrauchen könne, und da-
gegen, daß sie sich blind von der Bourgeoisie gebrauchen
ließe, galt es die Arbeiterklasse zu schützen. Aus dieser not-
wendigen Besinnungsarbeit ist dann jener geistige Zustand
entstanden, in dem Rathenau sein Buch schreiben konnte.
Unter dem Sozialistengeiß wäre es verboten worden.

Die Schwerindustriellen des Reichens werden das Buch
ihres aus der Art geschlagenen Kollegen mit Entsetzen lesen.
Aber mancher Bedanke, der in ihm enthalten ist und der in
der Luft liegt, wird fruchtbar werden. Um den Wider-
sinn des Erbrechts nachzuweisen, war freilich nicht erst
Rathenau notwendig, obwohl sein Zeugnis wertvoll ist. Aber
was er über die Unmöglichkeit des Verbrauchs vor dem Kriege,
die aberwitzige Vergeudung von menschlichen Arbeitskräften
zur Befriedigung unwirklicher Bedürfnisse zu sagen weiß, ver-
dient besondere Beachtung. Eine Erziehung des
Massenverbrauchs zu höhern von Vernunft
und Kultur geprägten Formen, die peinlichste
Sparsamkeit an Material und Menschenkraft ist ein dringendes
Gebot der Nachkriegszeit.

Rathenau hat sein Buch seinem Vater gewidmet, und sein
eigenliches Ideal ist wohl das, was er die „autonome
Unternehmung“ nennt. Er will die wirtschaftliche
Unternehmung unabhängig von den dividendengierenden
Aktionären machen, sie auf sich selbst stellen, gleich
einer Stiftung, so daß jeder Gewinn nur ihr selbst zufällt
und zu ihren eigenen Zwecken zur Verfügung steht. Für
ihren Kapitalbedarf hat dann nicht mehr der private
Gebeber, sondern der Staat zu sorgen, der „über alle Begriffe
reich“ und zum „Bewahrer und Verwalter großer Anlage-
mittel“ wird. Dieser Staat soll sein das zweite, das er-
weiterte und irdisch unsterbliche Ich der Menschen, die Ver-
körperung des sittlichen und tätigen Gemeinheitswillens“.
Was wir aber heute heißen, das ist nur „Gewaltstaat“,
„Stände-, Klassen- und Kastensaat“. In ihm ist reine Staats-
gewinnung unmöglich. So Rathenau, der anzuerkennen ver-
steht, daß die Arbeiterklasse gerade durch ihre sozialistische
Erziehung jener „reinen Staatsgewinnung“ unendlich viel
nähergekommen ist als die von ihm moralisch gebrandmarkte
Blutokratie.

Rathenau ist ein Gläubiger und ein Prophet des ein-
st so viel vorpostelten „Zukunftsstaats“. Dieser Zukunfts-
staat ist im Werden, seit der Weltkrieg das Gefüge des
Gegenwartsstaats bis in die Tiefen hinein erschüttert hat.
Auch Rathenaus Buch ist ein Zeichen dafür, freilich nicht
mehr; ein Zeichen, kein neues Evangelium. Die Macht, die
hier am Werke ist, ist nicht die Kraft eines Einzelnen, es ist
die Arbeiterbewegung im großen Sinne des Wortes, die Be-
wegung aller, die durch Arbeit Werte schaffen und die das
Gefühl ihres Daseins alle auf die gleiche Straße zwingt. Mit
mechanistischen Prinzipien hat diese Bewegung nur soweit zu
tun, als es gilt, eine mechanistische Gesellschaft mit ihren
eigenen Waffen zu schlagen. Das Ziel ist ein höheres
Menschentum und ein verbellter Staat, der mit dem Ge-
walt-, Polizei- und Klassenstaat kaum auch nur den Namen
noch gemein hat.

Rathenau, der das Andenken seines Vaters ehrt, verespant
seine geistige Herkunft und Zugehörigkeit. Das ist verderb-
liche Schwäche für einen Mann, der die Welt aus Sittlichkeit
erneuern will.

Aus Rathenaus Buch.

Beseitigung aller Not.

Selbstverständliche und leicht erfüllbare Menschenpflicht ist die
Beseitigung aller Not und drückenden Armut; die Kosten eines
Rüstungsjahres würden ausreichen, um die Blutschuld der Gesell-
schaft zu tilgen, die heute noch den Hunger und seine Sünden in
ihrem Schoße duldet. Doch diese Aufgabe ist so einfach, so mecha-
nisch, trotz ihrer herzerweichenden Dringlichkeit so trivial, daß sie
eher der polizeilichen als der ethischen Vorsicht zugeschrieben werden
sollte. Was darüber hinausgeht, bleibt im letzten Sinne gleich-
gültig. Doch immer zeugt und trägt die Erde so viel, daß der Ge-
samtheit Nahrung, Kleidung, Werkzeug und Ruhe zur Genüge er-
wächst, sofern sie nur im rechten Maße schafft, verbraucht und
genießen will. Mag Reichtum als Voraussetzung gehobener Lebens-
form gelten und bleiben; eine Gemeinschaft von Millionen schaffender
Menschen ist in sich unendlich reicher als die berühmten Klein-
städte des Altertums und der Mittelzeit; ein Wohnort versorgt
hundertsch die Arbeitsleistung des Parthenon; und bleibt der Geist
über dem Lebensmach, so findet er Stoff und Werkzeug zur Ver-
körperung.

Der Jersinn der Wirtschaft.

Betrachtet man ... die Produktion der Welt, so geht ein furcht-
bares Erschrecken und den Jersinn der Wirtschaft. Ueberflüssiges,
Nichtiges, Schädliches, Verächtliches wird in unseren Magazinen
gehäuft, unnützer Modestand, der wenige Tage lang falschen Glanz
spenden soll, Mittel für Kaufsch, Reiz und Verläumdung, widerliche
Duststoffe, halblöse und mißverständliche Nachahmungen künstlerischer
und kunstgewerblicher Vorbilder, Gerätschaften, die nicht dem Ge-
brauch, sondern der Blendung dienen, Unvernünftigkeiten, die als Schein-
münze eines erzwungenen Geschändes umlaufen; alle diese
Nichtsnutzigkeiten füllen Läden und Speicher in vierjährlicher
Erneuerung. Ihre Herstellung, ihr Transport und Verschleiß erfor-
dert die Arbeit von Millionen Händen, fordert Rohstoffe, Kohlen,
Maschinen, Fabrikanlagen und hält annähernd den dritten Teil
der Weltindustrie und des Welt Handels in Atem. Wer im Wirt-
schaftshaus die unergleichen Höhe unserer Kulturreiche gepriesen hat,
der möge auf dem Heimwege in die Straßenläden blicken und sich
dabon überzeugen, daß unsere Kultur teilhaftig Beglücklichkeiten
pflügt; wer eine Rosenblüte von dem ägyptischen Dumar ähernerer
Gnommen, Hasen und Pilze geschändet sieht, der möge sich bei diesen
Sinnbilder der mißleiteten Wirtschaft unserer Zeit erinnern. Würde
die Hälfte der verschwundenen Weltarbeit in süssliche Bahnen ge-
wiesen, so wäre jeder Erme der zivilisierten Länder ernährt, be-
kleidet und behaupt.

Die Unproduktiven.

Wir sehen die Rennplätze und Vergnügungsorte einer Groß-
stadt angefüllt von gutgewachsenen, selbstbewußten jungen Männern,
die in einer Stunde für ein Pferd oder eine Tänzerin mehr Geld
ausgeben, als ein armer Student, ein Dichter oder Musiker für
den Lebensunterhalt eines Jahres erspart; ihre Ansprüche an die
Leistung des Landes übersteigen den Aufwand eines Ministerpräsi-
denten und Kanzlers. Die Gegenleistung besteht in Genuß und
Repräsentation. Nach Maßgabe seiner Besinnung und Intelligenz
behandelt sie ein jeder mit Höflichkeit, Achtung, Unterwürfigkeit,
und sie antworten korrekt, leutselig, herablassend. Sie halten es
für selbstverständlich, daß der junge Gelehrte oder Kaufmann be-
scheiden ihnen Platz macht, wo sie als Spendende oder Befehlende
auftreten; das Volksbewußtsein findet ihr Auftreten gelegentlich
anmaßend, ihre Unfähigkeit bedauerlich, steht aber in der bevor-
zugten Lage etwas Unabänderliches, den Ausbruch eines geheiligten
Herkommens von erblichem Glanz und erblicher Macht.

Hart beurteilt wird die Dirne, die, von einem reichen und
alternden Manne als Blüwe hinterlassen, sich in fürklichem Auf-
wand gefallt. Man wirft ihr die Heckunft vor, schreitelt ihr aber
nicht das Recht, die Einkünfte einer Herrschaft zu verprassen, denn
sie verfügt über ihr Erbe.

Ein industrieller Wohlbesitz geht auf einen mündigen, aber
unbefähigten Sohn über. Generaldirektoren machen ihm submissive
Berichte, suchen sich seinen Liebhabereien anzupassen, erbitten Ge-
haltserhöhungen und Vollmachten; eine Schar exquanter Verleerer
schart sich um den Wagenschlag des jungen Herrn.

Ein wohlhabender Mann scheidet, hinterläßt eine Frau und vier
Kinder. Alle fünf beschließen von ihren Renten zu leben; die Kin-
der heiraten Männer und Frauen, die in gleicher Lage sind, und
der Staat ist um vier Familienstämme bereichert, die ein Jahr-
hundert lang nichts geschaffen, außer daß gelegentlich ein Nachkomme
Kunstgeschichte oder Diplomatie studiert.

Wieviel gesunde Männer unter sechzig Jahren leben in einem
zivilisierten Lande von ihren Renten? Wieviel junge Männer
begründen ihre Existenz auf die Ehe mit einer Erbin?

Wieviel unproduktive Familien hat ein Land von Geschlecht
zu Geschlecht zu ernähren?

Grundsätzliche Forderungen.

1. Der Gesamttrag menschlicher Arbeit ist zu jeder Zeit be-
grenzt. Verbrauch, wie Wirtschaft überhaupt, ist nicht Sache des
Einzelnen, sondern der Gemeinschaft. Aller Verbrauch belastet die
Weltarbeit und den Welttrag. Luxus und Absperrung unter-
liegen dem Gemeinwillen und sind nur soweit zu dulden, als die
Stellung jedes unmittelbaren und echten Bedarfs es zuläßt.

2. Ausgleich des Besitzes und Einkommens ist ein Gebot der
Sittlichkeit und der Wirtschaft. Im Staate darf und soll nur einer
ungemein reich sein; der Staat selbst. Aus seinen Mitteln hat
er für Beseitigung aller Not zu sorgen. Verschiedenheit der Ein-
künfte und Vermögen ist zulässig, doch darf sie nicht zu einseitiger
Verteilung der Macht und der Genußrechte führen.

3. Die heutigen Quellen des Reichtums sind Monopole im
weitesten Sinne, Spekulation und Erbschaft. Der Monopolist, Spe-
kulant und Erbsche hat in der künftigen Wirtschaftsordnung keinen
Raum.

4. Beschränkung des Ertrags, Ausgleich und Hebung der Volkserziehung sprengen den Abschluß der Wirtschaftsklassen und bezeichnen die erste Anrechnung des unteren Standes. In gleichem Sinne wirkt die Beschränkung luxuriösen Verbrauchs, indem sie die Volkarbeit auf die Erzeugung notwendiger Güter bezieht und den Wert dieser Güter, gemessen am Arbeitsertrage, ermäßigt.

Im neuesten Tauchboot.

Von Dr. Adolf Käßler, Kriegsberichterstatter.

Da liegt es. Da schaukelte es. Zwischen den graugelben Eiswänden der Höhe. Dort unten neben der alten abgetakelten Yacht. Da hier seit Jahren verstreut von ihrer kalten Jugend träumt. Es ist das letzte unserer Tauchboote — das neueste. Ringsum liegen noch andere, ebenso lang, ebenso hoch. Klein, stolzer noch — denn nicht nur haben schon eine Geschichte, eine kurze, aber schwere Geschichte, die von feindlichen Reken, Minen und Jägern erzählt. — von Granaten, die die Seitenlatten einhacken, und anglickischen Tauch-Schrauben, in denen der Tiefenmesser nicht auf das Glas des Tiefenanometers klopfte. Dies Boot hat noch nichts erlebt. Es wuchs drüber auf den Halgen der Werk in kurzer Zeit heran. Hundert geschickte Arbeiterhände hämmerten Tag und Nacht seine eiserne Haut zusammen. Sein Inneres füllte sich mit immer neuen Rohren, Pumpen, Ventilen, Nadeln, Sähen, Heigern, vielen bunten Apparaten. Es bekam Rosten achtern und vorn. Und eines Tages ging es zu Wasser. Es schwamm. Es lag jetzt neben der Werk in dem schmutzigen Hafenswasser. Und noch einmal bog das Hämmern und Feilen und Bohren innen und außen. Das Boot sah nicht lustig aus. — Mit großen roten Knechtengliedern an Leibe, vor hier und da noch offene Öffnungen. Dann war es plötzlich fertig. Es bekam eine graue, glänzende Farbe — am Turm eine Flagge. Die Mannschaft kam — alle auf diesen Fahrt, auf kleineren Brüdern des großen Tauchbootes erprobt — der Oberingenieur, die Seemannsleute — und zuletzt der Kommandant mit seinem weitbekannten Namen. Nun begannen die langen Probefahrten auf der Höhe — draußen auf der See. Das Boot lernte aus und niederzucken — immer hurtiger — sich drehen auf der Stelle und sich und vorwärtsbewegen wie ein Fisch. Es lernte gleiten und schweben. Es zeigte seine Seele, denn jedes Tauchboot hat seine Seele — wie ein Pferd — wie ein Flugzeug — wie jedes Schiff. Die Seele der Kommandant, der oben an der Gummimuschel des Oculars durch das Seerrohr guckte, lernen lernen. Mit all ihren Schönheiten und Tücken. Er mußte das Boot behandeln lernen, hier etwas antreiben, dort etwas nachgeben. Als endlich Boot und Mensch sich gütlich eingespürt hatten. Bis das Boot ein gehobenes, vollkommenes Werkzeug war, daß jedem Dreh und Wend gehorcht. Dann ward es endlich frei, und morgen soll es an die Front.

Da liegt es und schaukelte es, einladend mit seiner geöffneten Turmluke. Aber wie wir es betreten, sollten unsere Augen noch einmal seinen langen grauen Kufen ab. Diese schmalen Sohle — so ganz Maschine, so ganz Mathematik, so ganz Gesetz — diese kleinen großen Boote sind heute heilig. Denn sie wächten den Frieden bringen. In ganz Deutschland zittert jeder, wenn er an diese Boote denkt. Und wäre es nicht ein schöner Gedanke und ein schönes Kapitel für die spätere Weltgeschichte, wenn nicht die kumpfe Materie, sondern der lebende Geist, wenn diese kleinen Menschenmaschinen diesen Krieg beendigten? Aber wer mag heute noch dem Sinn der Geschichte trauen — in diesen Jahren des Wahnsinns der Welt? Wir müssen warten und arbeiten — arbeiten und uns selber vertreiben.

Über den glücklichen Aufstieg, der von der alten Yacht auf den Turm des Bootes führt, hielten wir Hühner. Ist das ein Turm? Das ist eine richtige kleine ausgebaute Schiffsbrücke. Mit Galanterie und Treppe, mit Steuer und Vordrump, mit Signal- und Positionslaternen, mit geschützter Aussicht und reichlichem Platz für mehrere Personen. Wie anders als auf jenen alten kleinen Booten, wo man in den Turm wie in einen kurzen Schornstein kroch. Aufgewinkelte Signalflaggen stehen auf der Brücke. Ein Sprachrohr, eine riesige Seelartenmaschine hängt an der Wand. — Als wäre das Boot mitten aus der Frontalstellung zurückgeschickt. Noch vorn und hinten spazierten sich vom Turm hinauf die straffen eisernen

Schuhdrähte, die dem ganzen wichtigen Bau eine schöne Erhöhung geben. Die dünnen Jantzen der Antenne wiegen sich hin und her. Zwei Seerohre glänzen mit den Zirkungen aus dem Turm heraus. In ihren tiefen Stahlkästen kriecht braunes Öl herab. Auf dem Deck rennen U-Boot-Matrosen hin und her. Probantenbojen und blaue Wasserflaschen stehen umher. Das ganze Schiff wird vor der ersten Frontfahrt noch einmal gründlich gereinigt.

Ich mußte immer an den kleinen Rutenleger denken, den ich vor einem Jahre in Holland besucht und beschreiben habe. Von demselben Typ, der jüngst abgebildet durch unsere Blätter lief. Welch ein Unterchied! Das kleine alte Tauchboot hatte nur eine einzige Niedergangsluke. Die neuen haben mehrere. Durch die Hauptlufe am Turm klettert man hinauf. Nicht unbequem als man in den Maschinenraum mancher Dampfes steigt. Jetzt gelangen wir in den inneren Turm. Auch dieser weit geräumiger als sonst. So früher der Kommandant allein sich um das Seerohr drängte und zwängte, kann neben ihm bequem ein zweiter schalten.

Flugs hinunter über die stiefende Treppe in den Bauch des Bootes. Wieder eine Heberkräftigung! Der Bauch unseres kleinen Typs war ein einziger zusammenhängender Raum. Wenn man in der Mitte vor der Zentralkommandantstelle stand, konnte man von vorn nach achtern alles überblicken. Das neue Boot ist ein richtiges Schottenschiff — in einzelne selbständige Räume geteilt. Alle sauber untereinander abgetrennt. Das macht das ganze weniger übersichtlich, läßt aber das Eingehen in den Raum klarer hervortreten. Vor allem gibt es größere Sicherheit bei der Beschädigung einzelner Räume. Und es gibt uns eine erste Vorstellung von der Einrichtung jener Tiefenboote der Zukunft, mit denen die Kriegsmarine wahrscheinlich zu rechnen wird.

Sicher liegen viele Geheimnisse in diesem Boot. Aber wir sollen sehen sie nicht. Was uns gezeigt wird, kann man in jedem Spezialwerk wiederfinden — abgebildet und genau beschrieben. So wandern wir durch das Wartende der roten, weißen, grünen Kofere, Kletter durch die Schichten, stehen lange vor dem Tiefenanometer, dessen Zeiger das Steigen und Fallen des Bootes anzeigt, vor dem Kreislaufkompaß, der den im Metallpaß des Tauchbootes völlig unbrauchbaren Kompaßpaß ersetzt. Der Oberingenieur erklärt uns lange seinen Motor, der das Boot bei Heberwasserfahrt, und die Dynamomaschine, die es unter Wasser treibt. Von den zahlreichen elastischen Sammelbatterien, die in der Mitte des Bodens eingebaut sind, hat man die meisten zum Heberholen noch einmal herausgeholt. Wir kommen in den Torpedoraum und stehen vor dem Verschlussdeck der Kofere, durch die der Torpedo hinausgeschickt wird. Über den Verschlussdeckeln hängen die Leinen und Ketten, mit denen das lange Bizarrengeißel ins Wasser gehiebt wird. Der Rohrmeister öffnet einen Deckel und die Schraube des Torpedos steht heraus. Am Boden liegt ein langer blauer Reflektor. Man sieht ihn von der Seite an. Auch er birgt manches Geheimnis. Ein Torpedo ist ein Tauchboot im Kleinen. Mit eigenen Tiefen- und Seitenmessern — mit eigenen Prellluftmotoren und Prelllufttanks. Nur daß hier jeder menschliche Eingriff ausgeschlossen und alles der Selbsttätigkeit und alles feinsten Präzisionstechnik anvertraut ist.

Es ist kalt im Tiefraum des Tauchbootes. Nirgend ein Ofen. Dabei strömt jetzt die Tagessonne durch alle Lücken von oben herein. Draußen an der Front, bei langem Tauchen ist die Kälte im Tauchboot unenträglich. Die Wasser des Golfstroms sind gesalzt, die Koferten im Elemente wegen der Kälte gefurcht. Überall zwischen den Stahlwänden, an die das Eiswasser schlägt, dieselbe bittere Kälte. Nur über den Sammelbatterien wird es gewissermaßen etwas wärmer. Hier liegen die Räume der Befragung. Welch ein Unterchied auch hier gegen unten! Richtige kleine Kabinen für die Offiziere, eingebaute Mahlenbetten und Hängematten für die Mannschaften. Und überall Platz zum Waschen und zur Bewegung. Ein luxuriöses U. C. mit Prellluftbetrieb. Man muß auf unseren kleinen allen Booten gesehen haben, wie die Leute zwischen Torpedos und Seuerstoffflaschen eingeklemmt auf dem Boden schliefen, um diesen Fortschritt ganz zu würdigen. Zuletzt kommen wir an die Rettungsstufe. Durch diese verlassen bei Unglücksfällen die Leute einzeln das Boot. Sie sind mit Schwimmtüchern und Atmungsapparaten (meist Drügerschen Potentis) versehen. Sie positionieren zwischen Innenraum und Wasser eine nach oben und unten nach-

einander aufklappbare Schieße und Leitern im Bojen an einer Seitenleiste hoch. Die Leiste weist von Zeit zu Zeit Anzeichen auf. An ihnen muß der Mann passieren, um seinen Körper an den immer schwächer werdenden Wasserdruck allmählich zu gewöhnen.

Eine Stunde lang wandern wir, stumm, schweigend mit der Gestalt des Mannes zwischen diesen Geheimnissen von Öl und Elektrizität, Stahl, Kupfer und Prellluft herum. Dabei sah ich natürlich nur das Innere der Doppelwand. Wir sehen nicht die Rosten, die dem wendenden, auf- und niederzuckenden Boote seine Richtung geben. Das Seerohr und das vordere und achtere Tiefenanometer, nicht die zahlreichen Turbinen, deren Leere und Fülle das Gewicht des Bootes regulieren, verfeinern und vergrößern, den Regler- und Korrekstant, die Turbinen- und Ausfallschaltens. Wir sehen nicht den schwachen, leisen Hebel, der in kritischen Momenten abgeworfen werden kann. Wir sehen nur die Hebel und Griffe, die diesen komplizierten Mechanismus mit einem Sekundendruck messern. . .

Und dann stehen wir plötzlich wieder oben und merken, daß wir andere Luft atmen. Die graue Höhe mit den treibenden Eiswänden. Ein Fährdampfer. Die Silhouette der Weir. Hin- und herlaufende Matrosen. . . Aus einem Bullauge der alten Yacht blickt es noch hoch und gelblichem Gestirben.

Da unten liegt und wiegt es sich — das graue Boot — das letzte, das neueste. Morgen geht es an die Front. Es wird sich an die Straße der Schiffe legen. Seine Kanonen werden irgendwo fern zwischen dem Ruck und der Welle über das Meer stellen. Boote mit anglickischen und gefügten Menschen werden von ihm gehen und kommen. Es wird mit Fischerbooten und Persidern und der ganzen englischen Flotte stehen. Minen werden links und rechts von ihm hochgehen. Aber nicht nur der Kommandant, der aus seinem Turm heraus durch einen Druck auf den Knopf die Torpedos schießt, wird seine Pflicht tun. Er ist ein weisberühmter Mann. Darum wurde ihm dieses neue Boot übergeben. Alle Männer da unten zwischen den kalten Eisenwänden werden ihr Bestes geben — am Ruh, am Ruh, am Gehalt, in der Romäne. Ohne den Scheit der Begeisterung — ruhig, wie es der harte Dienst verlangt in dieser großen Militärmaschine, die heute unser ganzes Sein unterirdisch bedingt — das Wohl des Säuglings und die letzten Gedanken unserer Zukunft.

Neue Romane.

Hoffnungsreiche Idealisten und Optimisten haben vom Krieg auch eine emporende Wirkung auf die Kunst erwartet. Die literarische Ernte dieser Jahre blutigen Völkerringens widerspricht dem in weitem Maße. Wohl trieben die Winde der Zeit eine Fülle „Kriegsliteratur“ an Land, d. h. Romane und sonstige Belletristik mit dem Einschlag selbiger Geschehnisse überfüllten den Markt, allein der Massenware fehlte durchweg der bewegende Moment, Erfolgsgier, Anschluß an das Zeitgemäße oder Abwechslung fanden an Stelle unisühnender Geistes. So sind die kammersüßen, propädeutischen, erweckenden Geister, die von der hohen Warte gerechten Menschentums einem gebietenden Rufe Trost und Aufmunterung, innere Befreiung und Erlösung, Schönheit und Abgang seliger Morgenröte ins Herz trüffelten? Die vielen Kriegseromane mußten, da sie gemeist in erster Linie von der Konjunktur bestimmt waren, um nicht launisch auszubröckeln, teurer Kräfte bleiben, und einschichtige Konsumartikel meist Publikum haben längst eingeschoben, daß mit der Eliaetis „Goldgrube“ nicht viel mehr zu holen ist. Um diese vom Krieg befruchtete Nüchternheit etwa im Sinne Ricardo Quis „Der große Krieg“ wirklich gemühternd zu machen, mußte es die nötige Diktion, vor allem die Häßlichkeit und häßliche Höhe gewonnen sein. Jähstrahlend und künstlerische Höhe — in welchem Buch letzter Zeit findet man sie?

Wäre die Auflage eines Buches der Gradmesser für literarischen Hochstand seines Verfassers, so müßte wohl Gustav Meyrink an erster Stelle genannt werden. Im Weltlauf um ein neues erfolgreiches „Genie“ hat sein Roman: Der Golem, Verlag Kurt Wolff, Leipzig, den Sieg davon getragen. Er ist im besten Sinne, aber soll ich lieber sagen, im schlechtesten Sinne ein Modewort geworden. Ich sagte eben, ein neues Genie, aber im Grunde ist das Jonglieren mit dem Ueberräumlichen von jeder Wertschätzung ureigenste Note gewesen, von Anfang seiner „Stimplittimus“

Stundenlang, topelant sah er da, trübselig und zitternd, in dem dunklen Gerdmittel und dachte nach. Wen hatte er schon betrogen und um wieviel? Ihm schwindelte, es waren immer zu viele, und manche lebten auch gar nicht mehr! Aber von anderen konnte er sich dessen noch sehr gut erinnern, und er verlangte Papier und Bleistift und begann nachzudenken und zu rechnen. Das dauerte wieder lange, lange Tage.

Innerer wieder kamen neue Namen hinzu, gewöhnt aus den tiefsten Tiefen seines alten Schelmengedächtnisses.

Aber endlich war er damit fertig, und nun begann er darüber nachzudenken, wen er mit der heißen Vorjagd betrauen sollte. Es mußte jemand sein, der sehr verschwiegen und vertrauenswürdig war.

Nach endlosem Ueberlegen fiel seine Wahl auf Jantje, ein altes Männchen aus dem Armenhaus, das ihm durch seine unadelshoffe Ehrlichkeit und sein stark ausgeprägtes Redlichkeitsgefühl wohl bekannt war, und das auch einst bei ihm gearbeitet hatte. In einem kalten, nebeligen Novembermorgen wurde Jantje dringend auf den Hof entboten, und als er in der geräumigen düsternen Bauernkuche mit dem kleinen Alten ganz allein war, entlockte Teum seine Schamheide und fragte Jantje, ob er überall in seinem Namen seine Bergwerke wieder gutmachen wolle. Er versprach ihm dafür reichliche Belohnung.

Erstaus, ganz erschreckt durch diese unerwartete Mitteilung, stimmte Jantje nach einem kurzen Zögern zu.

Und Teum beichtete seine Sünden, eine nach der anderen, zuerst eine gegen Jantje selbst.

„Weißt du noch, Jan, daß du mir mal dein Stroh verkauft hast? Es muß hier auf Hof gemogen werden, und du warst nicht dabei. Natürlich, anstatt achtzigtausend Kilo, die ich bezahlt hab, waren's neunhunderttausend. Ich hab dich also an diesem Tag um hunderttausend Kilo betrogen! Hunderttausend Kilo, das Kilo zu sieben Centimen, macht zehnhalb Franken. Die Finzen von über fünfzehn Jahren dazu gerechnet — wieviel mag das sein? Zwanzig Franken? Fünf- undzwanzig? Rechnen wir 'ne runde Summe: da sind fünf- undzwanzig Franken! Jantje war ganz verdattert und starrte den Bauer mit offenem Mund und aufgerissenen Augen regungslos an. Ueber seine alten Wangen zog plötzlich eine tiefe Rote, und seine verwitterten Hände bebten auf seinen Knien wie vor Räte.

„Aber Boas! Aber Boas!“ stammelte er endlich aus verdorrtem Kehle, ohne die fünf blinkenden Goldstücke anzunehmen.

„Nimm! Nimm!“ schrie Teum dringend, als ob das Geld ihm in den Händen gebrannt hätte. Und als das endlich geschehen war, zog er seinen mit Bleistift beschriebenen Notizzettel hervor und las dem kleinen Alten vor:

Wie Teum Grundnagel Buße tat.

Von E. Z. S. D. S.

Teum Grundnagel war sterbenskrank. . .

Er war ein starker, urwüchsiger, wilder Bauer von ungefähr sechzig Jahren. Felsenstark, eisenstark war er sein Leben lang gewesen. Ich sehe ihn noch im Geiste vor mir stehen: groß, mässig, vierstüchtig, mit ziegelrotem, glattröhertem Gesicht und harten, granen, tiefstehenden, böseartig und finster blidenden Augen.

Er redete wenig, hörte aber viel zu, die Leute fest und beängstigend lange ansehend. Seine dünnen Lippen konnten stundenlang geschlossen bleiben, ohne einen Ton von sich zu geben.

Er war schroff und gebieterlich gegen seine Untergebenen, und diese hatten ungeheure Furcht vor ihm. Er selbst arbeitete sehr wenig, hielt aber saporie Aufsicht, damit diejenigen, die für ihn arbeiteten, seinen Augenblick vertrödelten.

Er war unverheiratet. Wer ihm vom Heiraten sprach, bekam eine verächtliche, schmähende Antwort. Dennoch hielt er viel von den Weibern, aber nur gelegentlich gewisser Anfälle, in seinen wilden Stunden, wenn er, wie er das nannte und wie es die Leute aus der Gegend ihm nachsagten, „seinen Kappel hatte“.

Dieser „Kappel“ des Teum Grundnagel war eine weitherum bekannte, von manchen sehnsüchtig erwartete, von den meisten aber gesürchtete und verabscheute sporadische Erscheinung. Sie trat ausnahmslos sehr plötzlich auf, ohne irgendwelchen besonderen Anlaß oder Grund. In irgend einem Morgen, gleichviel ob Sonntag oder Werktag, zog Teum seine besten Kleider an, stopfte sich die Taschen voll Geld, verließ, ohne jemanden zu benachrichtigen, seinen Hof und ging an „seinen Kappel“.

Die Bauern mußten es sogleich, sie merkten es an seinem Gang und an seiner ganzen Haltung, noch ehe er etwas getrunken hatte. Und die Kunde ging von Haus zu Haus, von Aneibe zu Aneibe, von Hof zu Hof.

„Obacht, Teuf! Aus dem Weg! Teum Grundnagel hat seinen Kappel!“

Er stürmte in die ländlichen Wirtschaftshäuser hinein, bewirtete alle, die mit ihm waren, suchte, brüllte, schlug mit seinem Stoch den ganzen Plunder kaputt, belästigte die Weiber, zog das Messer gegen die Männer und ging dann wieder ans Bewirten und Beschälen — eine einsige wilde, tierische, liebesliche Orgie, bis es plötzlich ohne Grund aus war, genau so, wie es grundlos angefangen hatte, und er unerwartet, finster

und drohend, ohne jemanden anzureden, wieder auf seinen Hof erkrankt, um in einem dumpfen, tierartigen Schlaf von vierundzwanzig Stunden seinen schlafhaften Rausch auszu-schlafen. Als ob nichts geschehen wäre, ging er dann am nächsten Tage über seine Felder und durch seine Ställe, schärfer als je Aufsicht haltend, unerbittlich hart gegen die geringste Nachlässigkeit, die unzuverlässige Versäumnis. Dann wachte dem oder der, die etwas auf dem Gewissen hatten! Wehe auch dem, der mit ihm zu verhandeln, etwas von ihm zu kaufen oder zu bekommen hatte!

Bis plötzlich die Kronheit, die sehr verdrieglliche Krankheit, ihn niederwarf! Der Hiese war selbst ein Schwächling; sein eisenstarker Körperbau war endlich durch die jahrelangen Ausschweifungen untergraben.

Nun sah er zitternd, mit fieberhaft glühenden Augen, in der dunkelsten Ecke des Herdes, wie ein abgehettes, in dem hintersten Ende seiner Höhle zusammengekauertes Tier. Das „Kappeln“ war für immer vorbei, er konnte nichts mehr genießen, und mit Reid und Mißgunst verfolgte er ohnmächtig toben das Leben derer, die sich noch voll Jugend und Gesundheit um ihn bewegten und nun auch, wenn sie wollten, sich seinem jahrelang so sehr gesürchteten Herrscherthum entziehen konnten. Was konnte ihnen dran liegen, ob er jetzt noch raste und suchte und mit seinem Stoch drohte! Er hatte keine Kraft mehr in seinen Fäusten, und seine Beine waren gelähmt.

Das alles sah und wachte und fühlte er mit einer hoffnungslosen Macheit, die seine Qualen noch mehr verschlimmerte, und mit dem Bewußtsein des nahenden Endes stieg nun auch die peinigende und nicht zu vertreibende Furcht in ihm auf: die zunehmende, Entsetzen erregende Furcht vor Strafe und Buße im Jen-seits, als die Folge all des Bösen und Ungerechten, das er während seines ganzen Lebens begangen hatte. Wie viele Menschen hatte er die langen Jahre her mißhandelt und betrogen und bestohlen! Sie mußten es nicht, aber er, der große Räuber, vor dessen Thron er bald erscheinen würde, der wachte alles, und der würde Rechenschaft von ihm verlangen, und ihn bis ans Ende der Ewigkeit, die kein Ende hat, in den Höllenslammern totern lassen! Dann krümmte er sich in seinem Lehnstuhl zusammen, als fühlte er schon die fürchterlichen Brandschmerzen, und seine fieber-glühenden Augen irrten sich vor Entsetzen auf, und seine bebenden Lippen ließen heisere Rufe aus und stellten kramphofft um Gnade. Doch gab es Gnade für solche Sünder? Er hatte den Pforter kommen lassen und seine Beichte abgelegt, aber das war ihm noch ein schwacher Trost gewesen, und die Absolution des Geislichen hatte ihn nicht im geringsten erleichtert. Eine einzige, allerlechte Zufucht gab es vielleicht noch für ihn: das Boja, das er getan, wieder gutzumachen. . .

Louisa an hat er sich mit Vorliebe und inatinniger Freude im Geheimnisland des Gespenstlichen der offsten Visionen, des Haarsiradens, halluzinatorischer Ergänzungsformen bewegt. Da er sich seiner Art so neu gefühlt, darf man dem „gelebten“ Autor wohl kaum, wie man dies mehr als einmal beim Lesen seiner Gruselromane, mit dem schmalen Wortwurf „Wache“ kommen. Ist der Golem gleichwohl geradezu ein Koupennum spukhafter Begebenheiten, mit dem Problem der Doppelgänger, des Karmas, des Aether- und Astrallichtes, dem Auftreten der Seele behutsamer Wanderung in die Sphäre des Transzendentalen und treibt die Phantasie des Verfassers hierbei fast beschäftigt, also zweifelnd oder „gemacht“ ins Abirren, ins Grübeln, ins Nicht. Doch im Verlauf dieser verfahrenen Analyse von Erscheinung und Tauschlichem, von Ebenbürtigkeit und Anderswertigkeit eine mehr geistig-ethische, als spekulativ-ethische Botschaft heraus. Jergendwo las ich: „Kunst heißt erlaubter Wahnsinn leben“. Das könnte auf Meynind geschrieben sein. Die einen nennen seine Kunst „Wahrheit“, die anderen „Romantik“, wieder andere „Theosophie“ oder „Mystikismus“. Und hier im „Kunstroman“, d. h. in der Lehre vom Hellenismus, von den geheimen Künsten aus dem Bereich des Unbekannten, haben wir wohl das Wesen der Mystik zu suchen. Es ist nicht mehr die Phantasie der Fiktion, wie die der fabelhaften Geistesverwandten E. Th. V. Hoffmann, Poe usw., die ihre Eroberungen im Bereich des Unbekannten, des Unheimlichen, des Unheimlichen wollen (siehe), es ist die Phantasie einer spezifischen Wissenschaft. Aus Meyninds Einzelung, endlich Barzola im „Mystiker“, erzählt ihm der Dualismus zwischen Geheimnisvollem und greifbarer Wirklichkeit, verliert er sich in Dämmerzustände und Wahnvorstellungen. Sein Held, der sich selbst mit dem Golem (seinem künstlichen Menschen ohne Seele, lebendig gedacht durch einen Kabbalist des alten Prag), teils mit Meynind selbst identifiziert, erlebt die Mystik des Doppelgängerwesens, hat die Fähigkeit, Formen zu sehen, die dem Tassian vorzuenthalten sind, ist magischen Kräften zugänglich, tappt hinter seinem schwindenden Bewußtsein her, empfindet den Einbruch des Unbekannten ins Bewußte, führt ein Wachen im Traum und Traumleben im Wachen und bewegt sich vorwiegend im inneren Schauen. Alle diese Mystik, das Wahrnehmen des Unbekannten führt auf der Basis geheimwissenschaftlicher Lehren und unterscheidet sich dadurch von der gläubigen Mystik einer Selma Lagerlöf, die ihre Gestalten gleichfalls mit innerem Schauen und dem zweiten Gesicht begibt. Meyninds Wachen im Traum, der geistigen Rätsel ist Laubalischer Ursprung, er hat weder die Methode der alten Romantiker, noch die Einfachheit der nordischen Legendendichterin. Trotz alledem könnte man ihn einen Spekulanten nennen, wennbeachtet viele Stellen seines Buches erhellten, daß sie aus ideologischen und okkultem Ernst hervorgegangen. In Wirklichkeit „hellbegeistert“ war er allerdings, als er mit seiner Spezialmethode zugleich das Rezept für den Publikumserfolg fand. Er verlebendigt das Reich des Schlafes und der Visionen mit zwingender Kraft, das Ungeheuerliche wird im großen Umfang ungeschwer lebendig, aber wenn beim Verfliegen der Nacht im Morgenrauschen die Stofflichkeit wieder, stehen nächsten neben den Anzeichen aus der Ueberwelt die Satire, der Humor, die Gesellschaftskritik, auch der Jgnatismus. Das ganze Buch ist bis zum Schluss von weltlicher Ironie und Modernität befruchtet und mit vieler Verklärung von Articulieren des Geheimnisvollen und banalen, trivialen Alltagsdingen eroberte er die Masse, ähnlich wie andere „Spezialisten“. Da Meynind erzählt, wie die Menge auf seine Spannungslust einschlangte, liegt schon ein weiteres Buch dieser Gattung von ihm vor: Das grüne Gesicht, das mit den gleichen Mitteln operiert.

Da es Jakob Wallermand, Roman, Das Gänge-männchen (Verlag S. Fischer, Berlin) auch zum Publikumserfolg bringen wird, ist nach der Tendenz der Masse, die in höhere Bezirke nur zögernd folgt, fraglich. Wir haben hier die Kämpfe, Jünglings-zeiten, Jernwege und Erlösung eines Künstlers. Aber das feilische Porträt dieses armen, verblödeten Daniel, Kampant! von Doris, der um seiner Kunst willen die Menschenliebe verliert und darum erfolglos bleibt, weil die wahre Kunst nur aus der Liebe geboren wird, ist auf den Leuchten des Wohlgrund schlicht-menschlichen Einflusses gemalt. Die „Falschheit“ bewirkt, daß es in seiner Echtheit und Schlichtheit zwingend wirkt. Hier sind keine Nebenabstände, keine Hinflichkeiten, hier ver-

sucht ein Erkennender das Wesen der Kunst zu analysieren, ihr das Lebendige gegenüber zu stellen. Das Lebendige ist die Harmonie mit der Umwelt, die Offenheit der Sinne für den Alltag mit seinen kleinen Seltsamkeiten, die Wärme eines Herzens, das für uns schlägt. Das Tote ist die Verkörperung einer Kunst ohne die Verbindung mit diesen erdennenden Dingen, darum mußte Daniels Knochenschaft mit Not befaßt und gläubig bleiben, weil er in Verbindung und Größentwahr verschmähete, was das Leben ihm an Menschlichkeit, an Frauenliebe und Rinderglück bot. Erst durch das Münchberger Golemwachen, das von seinem „Golem“ herabsteigt und dem Naturkünstler das Getriebe des pulsierenden Lebens zeigt, das in seiner Knochenschaft mehr beglückt, als die erlirame Kunst ohne Menschenliebe, wird der Starre der Abkühlung, der Nüchternheit des Verblödeten geöffnet. Er wird lebend, erkennend, freilich als es schon für ein ganzes Glück für ihn zu spät ist. „Bist du Mensch, wachst du Mensch, dann bedarf es vielleicht gar nicht des Sterbes, dann strahlt vielleicht die Kraft und die Herrlichkeit von dir selber aus“. Wenn das Wort alle Liebe verschlingt, wo bleibt der Mensch? „Es geht nicht um Können, Daniel Knochenschaft, es geht um Sein!“ Dies Erkennen ist die Frucht des vielseitigen Waches, das mit seinem Verständnis, mit ausdauernder Betrachtung ein Künstlerleben, ein selbstgedümmertes Schicksal befreit und den Zusammenhang zwischen Schaffen, Richterfolg und Glückseligkeit aufweist. Daß es Wasserwerk außerordentlich verstanden hat, seine zum Roman gestaltete Erkenntnis in ein schimmerndes Gewand zu kleiden, ist bei des Verfassers kultivierter Sprache, bei seiner feinsten Bildkraft und seinem künstlerischen Empfinden überflüssig zu bemerken. Der Verlag hat von dem gedankentiefen Werke jetzt eine handliche Feldausgabe zu billigem Preis hergestellt, die denen da draußen früher eine willkommene Gabe sein wird.

Am Meynind spannen mit den Präzisionen geheimer Wissenschaften, Wasserwerk gedanklich und ästhetisch geschult mit Lebensweisheiten, so will Josef A. Knechtler in seinem Buch: Das Erwachen (Verlag S. Fischer, München) nicht weiter sein als ein getreuer Chronist seines mit einem nassen, einem heißen Auge betrachteten Menschen. Das Erwachen ist ein Fragment des weiland Münchener Dichters; der Tod nahm dem bis zur letzten Stunde schlaflosen, eliquenfernen Satiriker zu Beginn des Krieges die Feder aus der Hand. So unisonant der von des Dichters Gattin herausgegebene Band die Gedenkblätter für A. Knechtler von den gemüthvollen Tagen des hiesigen Bürgerkönigs Max bis zum Sturmtag des Volks-Standals und der Verjährungsfrist des Knechtlers auf dem Thron Ludwigs I. Der Anekdoten viel-unstimmte Volks-Romäne „die Morgenröte“ kennt, wird die alten Bekannten von dort wiederfinden. Die gleichen Typen feillich bieder, Dierphilister, verkochener Pfäzburger, unästhetischer Beamter, Akademiker, Vornehmer, Künstler, ebenso die gleichnamigen Bürgerlichen und politischen Konflikte und Kräftekreisläufe in lebendiger Anknüpfung. Ein Bilderbogen voll Humor, Eingeweichsein und Geistesgaben, ein empfindungsreicher Kunstspiegel. Im Roman ist freilich die Gesellschaft des Deutschen mehr in den Mittelpunkt gestellt, ist in allen ihren offiziellen, mājnenatischen, privaten und amorösen Verfassungen voll beleuchtet. Seine Journalistik jedoch findet Knechtler in der Epigraphischen Zeitschrift der Nebenstationen, der Lüge, der Geiz, der Finsternis der alten vormärklichen Mächten, deren glückliche Nachkommenschaft, freilich ohne Nipelaude, bis heute sich wenig in ihren Grundzügen verändert hat. Und erst die Geschichte der „Ganloffen“, des Erbauers der Frauenkirche, dessen Namen sich mit der Zeit in „Ganghofer“ verandelt. Was hätten wir da, wenn es Knechtler gegnau gewest wäre, seinen Roman zu vollenden, für Spatz selbst Grabsteine und Begräbnissteine anzulegen, deren Inschriften Wissen und doch, mit welcher lebendigen Häßlichkeit der aufrechte Knechtler allzeit dem „hohen Herrn“ zu Leibe ging! Vom Gesichtspunkt einer Allegorie auf die augenlich wandelbaren, innerlich aber ungeschwankten Kräfte des Münchener Lebens wird dieses Chronik-Fragment für den mit Wasserwerk getauften von besonderem Genuß sein. Wie farblich allerdings Knechtler auch gestaltet, was es ihm doch nicht gegeben, für den historischen und stiftensbildenden Roman die große Linie zu finden. Er war noch zu sehr mit den Dingen verwickelt, um sie über sie stellen zu können. Ein ewig junger Fort sich ihm die läh-

gemäßigte Betrachtung so wenig finden, wie eine unaustriffbare Liebe zu seiner Vaterstadt ihm den Horizont zu nahe heranschob. So mußte eine gewisse Nüchternkeit-Perspektive herauskommen, jedoch gerade dieses atmosphärische Durchstränken von heimlicher Enge gibt Knechtler seine eigene persönliche Note und da seine Bücher so warm sind von innerlichem Temperament und Mitleben, kann man den „Weltblick“ und großen Stil gern missen. J. M. — V.

Ein Arzt mit einer künstlichen Hand.

In der Sitzung der vereinigten ärztlichen Gesellschaft hat unlangst ein Arzt, Dr. H. Koh, der eine künstliche Hand trägt, einen scheinbar lebendigen Vortrag gehalten, der nicht nur die Menge, sondern auch Angehörige anderer Berufe angeht, da er sich zunächst mit den Arbeiten einer künstlichen Hand überhaupt beschäftigt. Der Arzt hat an Stelle seiner verlorenen linken Hand eine Garmes-Hand. Auf seine künstliche Hand mußte er sich zunächst „einleben“. Ein anderer beobachtete er, daß die linke Hand im wesentlichen zum Halten verwendet wird; merkwürdig war nur, wie wenig man sich ihre Verwertungen klar vorstellte. So mußte der Arzt, wie die „Allgemeintherapeutische Wochenchrift“ in ihrer Hiedergabe des Vortrages berichtet, eine eigene Gedankenschule anstellen, um ihr die Handgriffe beim Verbinden abzugewöhnen. Die Inwertierung für diese Dankgriffe erfolgte bei der neuen Kunsthand zunächst bemacht, aber sobald der Träger der Kunsthand einige Übung in ihrem Gebrauche hat, werden die Bewegungen wieder anstandslos. Nach Dr. Kohs Meinung kann niemand die Handbewegungen mit der Kunsthand lernen, der sie nicht früher als zweihänder ausgeführt hat, was sehr gegen den Berufswechsel nach dem Verlust einer Hand spricht. Für den Arzt, der mit einer Kunsthand arbeitet, können eigene Erfahrungen besonders in Betracht; so kommt beispielsweise ein gewisses „Leben“ beim Falten von Briefen zustande, da die Heberung der Fingerringe der des Fingerhakens an der Garmes-Hand entgegengesetzt ist. Will der Arzt eine Empfindung in die Haut machen, so kann er zum Abheben der Haut nicht die Kunsthand verwenden, weil das Gefühl für die Stärke des Druckes fehlt. Dieses im ärztlichen Berufes Erforderliche läßt sich mit der Kunsthand ausführen, manche Dinge können mit einer Hand allein getan werden, doch ist die Sicherheit des zweihändigen Arbeitens für den Träger der Kunsthand höher, als wenn er einhändig gegen die Hand eines Assistenten arbeitet. Die Kunsthand des Arztes hat schließlich noch eine rechtliche Seite; die Hauptpflichtgefehltheit kündigte dem Arzte den Vertrag, weil sie es für möglich hielt, daß die Gerichte bereits in der Herbeiführung des ärztlichen Berufes nach Verlust einer Hand eine Vernachlässigung der gebotenen Sorgfalt erblicken könnten. Bekanntlich steht die staatliche Berufserziehung auf einem anderen Standpunkte.

Notizen.

- Hans Meißners Gedicht, das die heutige Nummer eröffnet, nicht nebst anderen Stellen in seiner Kriegsboden-Sammlung „Totenfeier“ (Verlag S. Fischer, Berlin).
- Du Hülfe, der künftige Schiller des künftigen menschlichen Lebens, ist unteren Jahren bereits aus den Ueberlegungen Georg S. K. in der „Allgemeintherapeutischen“ herausgegeben. Die neue Erzählung entstammt diesem Bande.
- „Kran“ als Paraphrase. Die Deutschen Wägen wollen einen Abend ihre Erwinnen des Kriegsboden anwenden. Die Mitglieder des Deutschen Klubs haben hierzu ausgesprochen, das alte Weltall, „Kran“ des mehr als seligen Dumas be-jimmt. Haben sie wirklich solchen Reiter nötig?
- Barthelemy. In der Kraxia trägt Donnerstag Prof. Goethe über „Die Revolution in Rußland“. Mittwoch sprach in den Wissenschaftlichen Verein Prof. K. über „Gedächtnis der Goethe-welt“, Dienstag wiederholt Leothe Goethe seinen Vortrag „Deinart und Hermetische“.
- In der Kraxia-Straße spricht Dr. H. H. am Dienstag unter Vorführung zahlreicher Lichtbilder über „Ausflug in die Sternwelt“.
- Kunstabend. Am Planenabend (Das neue Plandern) am 11. März im Bücherverlag werden außer Lichtbildern nach Berlin angelegten künftigen Maler und Zeichner, Bilder bedeutender Persönlichkeiten aus der „Kunstbewegung“ vorgeführt werden.
- Verlesung. Jakob Schaffner liest am 20. März im Choralkonzerte aus ungedruckten Werken.

„Dreißig Franken an Meistern von de Wegge für Mindergewicht bei den zehn Jahre lang gelieferten Erdäpfeln.“ Jantje nickte, trocken schlingend und noch immer sprachlos. Fünfundsiebzig Franken an den Theoffel Mispeloare für Mischung von Roggen unter den Weizen, fünfzehn Jahre lang. Jantje nickte. Achtzig Franken an die Witwe Van Rierde für Fett in der Butter... Und so ging es fort, eine lange, lange Liste von jahrelang betriebenen Verträgen, und bei jedem Namen legte Teum mit zitternder, abgegraberter Hand die Summe hin, die Jantje mit seinen nicht minder zitternden knöchernen Fingern einstrich und in einem grouleinen Beutel verwahrte. „Nun geh und eil dich!“ sagte Teum, nachdem er endlich am Schluss seiner Liste angelangt war. Und erschöpft sank er in seinen Lehnstuhl zurück, während Jantje taumelnd vor Aufregung das Bauernhaus verließ. Den ganzen Tag verwendete er auf seinen langen Umgang. — Wo er vortrat, fragte er geheimnisvoll, ob er nicht den Meister oder die Meistern sprechen könnte, und klistrad scheue Blicke um sich werfend, erzählte er den Fall, während er langsam den Beutel aufschnitt und ihm das Geld entnahm. Welch eine Ueberraschung in den meisten Häusern! Ueberall sperrten die Leute beinahe ungläubig die Augen weit auf. Die einen waren wie vor den Kopf geschlagen, andere brummt und schimpften ein bisschen; wieder andere äußerten Zweifel, ob ihnen auch genug zurückgegeben werde, die meisten aber waren dankbar und glücklich über die unerwartete Einnahme, und Jantje wurde reichlich bewirtet. Daran war er nicht gewöhnt, und so ließ ihm das Wohlsein in den Kopf. Nach und nach tat er weniger geheimnisvoll, es wurde lebhaft und redselig, erzählte lang und breit seinen eigenen Fall, den Beitrag bei der Erbschaft, das wirkte anfeuernd auf ihn und regte ihn immer mehr auf, seine Augenlein leuchteten und seine Wägen glühten; er trank fleißig die „Tröppchen“ und „Bündchen“ aus, die ihn fortwährend dorgereicht wurden, und als er hat androhender Dämmern auf den Hof zurückkehrte, stieß er im Garten erst ein paar mal an die Bäume an, ehe er die Geyelle findet konnte. „Kengisch leuchtend und höhnend wartete Teum auf seine Rückkehr. Sobald er ihn sah, schrie er Meelnie, die alte Hausmagd hinaus, und noch ehe Jantje Zeit fand, Platz zu nehmen, fragte er ihn dringend mit seiner hohlen, heiseren, zitternden Stimme: „Nu, was haben sie gelobt? Wie is es gegangen?“

„Oh, ausgezeichnet, ausgezeichnet!“ jubelte Jantje, heftig mit beiden Händen agierend. „Sie sind zufrieden, weicht! Das konnste sicher glauben!“ Teum sah ihn im Halbdunkel der geräumigen Küche mit seinen fliegenden, liebergliedenden Augen finster an. Er merkte, daß der kleine Alte lüchlig angefaulert war, und seine bebende Hand umklammerte mit einer ohnmächtigen Gebärde der Wut den Knüttel, als wollte er damit zuschlagen. „Was haben sie gelobt? frag ich dich,“ wiederholte er heiser, drohend, schroff mit einem gewaltigen Stöhnen. „Sie lassen sich bedanken, tausendmal bedanken!“ Wüthete Jantje, indem er mit dem leeren Beutel und der Liste nach dem Herde toskete. Teum stieß einen Fluch hervor und suchte mit seinem Stoch, um sich das Männchen vom Leibe zu halten. „Bleib mir vom Leibe! Du bist besoffen! Du bist ein Sauhaas!“ tobte er jähnelnd. „Was? Ich? Ich? n Sauhaas?“ rief Jantje gekränkt und entrüstet. „Still! Keinen Madau! Erzähl!“ rief ihm Teum barsch und gebieterisch zu. Jantje, durch den schwarzen Ausfall ein wenig ernüchtert, begann zu erzählen. Mit seiner geschwächten Stimme, die dann und wann ein wenig frokte, gab er einen umständlichen Bericht über seine Besuche: wie die Leute ihn empfangen hatten, wie er ihnen die Sache erklärt, was sie darauf gelobt, gelobt, gefragt hatten. ... In der großen niedrigen Küche war es beinahe Nacht geworden. Durch die kleinen, grünlichen Fensterchen drang nur noch ein graues Dämmerlicht, das matt und dumpf auf den kupfernen und zinnernen Schüsseln an den Wänden widerstrahlte. Die alte Kosteruhr mit dem unlesbar gewordenen Zifferblatt aus Zink liete melancholisch-langsam, und neben dem schwarzen Herd, in dem die beinahe ganz verbrannten Röhre in dunkelroter Gekochte verglimmten, sah Teum jetzt unbeweglich in seinem Bedürfnis versunken und hörte zu. Das dauerte lange, lange Minuten... Jantje hatte schon alles erzählt und noch einmal erzählt, und noch immer hörte Teum regungslos und wortlos in seiner düsteren Gde zu. Es wurde auf die Dauer unheimlich, und ein seltsames ängstliches Gefühl befiel allmählich das alte Männchen. In dem fahlen Dämmerlicht des erlöschenden Feuers sah er nur noch unbestimmt Teums unbewegliche, ohgemagerte, in graue Trümpfe gehüllte Knochen und seine weißen Holzschuhe. Die alte Uhr liete nun überlaut in der totenstille, düsteren Küche, und geheimnisvolle Schatten schienen über den Boden und an den Wänden entlang zu kriechen. Jantje wurde bang zumute. Seine Kehle war ganz verstopft, der Kopf schwindelte ihm, er fühlte sich unwohl werden. Ein-

Weilchen starrte er erschrockt und ratlos um sich, und plötzlich stand er auf und fragte mit schüchternem, zitternder Stimme, die wie ein schlammiger Nebel durch die löbliche Stille hallte: „Ja, Meel, wie ich sag, daß is alles. Is wird spät und dunkel. Darf ich nun fortgehen?“ Keine Antwort. Stumm und regungslos blieb Teum in seinem Bedürfnis zurückge-sunken liegen, als hätte er Jantjes schlächterne Worte nicht gehört. „Was...! Was...!“ wiederholte Jantje mit plötzlich erhellter Stimme, deren Klang ihn selbst erschrockte. Und indem er zitternd zum Herd ging, berührte er Teum ganz leicht mit zögernden Fingern. Hinter einem der kleinen Fensterchen zeigte sich Draußen, kaum sichtbar, die dunkle Silhouette der Hausmagd, die beide Hände fruchtbar vor die Augen hielt und forschend herein in die Küche starrte. „Meelnie! Meelnie!“ wie Jantje, von Todesangst ergriffen. „Was ist denn?“ fragte die Magd, indem sie in die Küche kam. „Meelnie! Meelnie! Sieh mal her. Ged, Red das Nicht an und sieh mal her!“ Die Magd zündete hastig ein kleines Lämpchen an und kam damit zum Herde. „Ach Gott, ach Gott!“ huben beide erschrockt zurück. Die Arme schlief über die Stühle herabhängend, der Kopf tief über die Schulter herabgesunken, das Gesicht ver-gerrt und verfürbt, der Mund halb geöffnet und die Augen geschlossen — so sah Teum in zusammengesunkener Haltung neben dem ausgebrannten Herdfeuer... toll!

Der Mutter Hände.

Die Hände meiner Mutter sind von Nissen Perjurat, die ihren Klagesarbeit zop. Sie drasten nicht von Raß und Ruhe wissen, Als ihr von Julianshülde das Leben lag. Einst, da sie jung, die Hände waren glatter, Nun sind's die Hände einer alten Frau. Es kam der Krieg. Sie wurden schmaler, matter Und blieben von der harten Arbeit rang. Und doch ist nichts so weich, so hart und lunde Wie selbes Streicheln von der Mutter Hand. Denn sie dem großen, Mann geworden Kunde Erschließt der Kindheit längst vergessenes Land.



Es muß doch Frühling werden!

Und bei Sonnenschein und warmem Wetter kommen die Schönheiten der neuen Mode erst richtig zur Geltung. Unsere Fenster und unsere Lager geben Ihnen ein klares Bild von allem Schönen und Anmutigen der diesmaligen Sommertracht.

Zwei besonders beliebte, feste Formen des neuen Jackenreibes. Beiden gemeinsam ist der flotte, durch einen Gurt gehaltene lose Schnitt, die überaus eigenartige, hübsche Wirkung der Taschen und der große, modische Kragen.

Königstraße 33
Am Bahnhof Alexanderplatz
Chausseestraße 113
Beim Steinhilber Bahnhof



Deutsches Theater.
7 Uhr: John Gabriel Borkman.
nachmitt. 2 Uhr (kleine Preise):
Kabale und Liebe.
Montag, zum ersten Male:
Tobias Buntschuh.
Kammerspiele.
7 1/2 Uhr: Gawän.
Nachm. 2 1/2 Uhr (kleine Preise):
Minna von Barnhelm.
Montag: Das Konzert.
Volksbühne. Theater am
Bühlplatz.
Untergrundbahn Schönhauser Tor.
7 1/2 Uhr: Die Ratten.
Nachm. 3 Uhr (kl. Pr.): Rosa Bernd.
Montag: Der Wissenswurm.

Theater l. d. Königgrätzerstr.
7 1/2 Uhr: Totentanz I. Teil.
Nachm. 3 Uhr: Kameraden.
Komödienhaus
7 1/2 Uhr: Die verlorene Tochter.
Nachm. 3 Uhr: Der 7. Tag.
Berliner Theater
7 1/2 Uhr: Die tolle Komödie.
3 Uhr: Auf Flügeln des Gesanges.

URANIA
Taubenstraße 48/49.
4 Uhr (halbe Preise):
Im U-Boot gegen den Feind.
8 Uhr:
Die Bagdadbahn.
Montag 8 Uhr:
Die Bagdadbahn.

Theater für Sonntag, den 25. März.
Deutsches Opernhaus, Charlottenb.
7 1/2 Uhr: D. Meistersinger v. Nürnberg
Friedrich-Wilhelmstadt. Theater.
5 Uhr: Violetta. (La Traviata)
7 1/2 Uhr: Das Dreimäderlhaus
Gebr. Herrnsfeld-Theater.
8 1/2 Uhr: Die Haubenlerche.

7 1/2 Uhr: Der Stolz der Familie.
Kleines Theater
3 Uhr: Jettchen Gebert.
7 1/2 Uhr: Der Raub der Sabinerinnen.
Komische Oper
3 1/2 Uhr: Helmat.
7 1/2 Uhr: Die Dose Sr. Majestät.

Lustspielhaus
7 1/2 Uhr: Die schöne Kubanerin.
3 Uhr: Als ich noch im Flügelteldder.
Metropol-Theater
8 1/2 Uhr: Die Kaiserin.
7 Uhr: Die Csardasfürstin.
10 Min.

Verband der Freien Volkshäuser
Sonntag, den 25. März 1917:
Mittags 12 Uhr:
Volkshäuser, Theater am Bühlplatz:
Konjert.
Nachmittags 3 Uhr:
Volkshäuser, Theater am Bühlplatz:
Kafe Fernd.
Schiller-Theater Ost: Johannsfeuer.
Schiller-Theater, Charlottenburg:
Kater Lampe.
Kantier-Theater: Die beiden Klingenberg.
Deutsches Opernhaus: Die Entführung aus dem Serail.
Nachmittags 2 1/2 Uhr:
Reisinger-Theater: Charlotte Stieglitz.
Abends 8 Uhr:
Gymnasium zum Grauen Kloster:
Lebensabend.
Abends 7 1/2 Uhr:
Volkshäuser, Theater am Bühlplatz:
Kontag, Dienstag, Donnerstag:
Der Wissenswurm, Rittwoch und
Freitag: Bed dem, der idat!

Lessing-Theater.
7 1/2 Uhr: Liebe.
Montag: Liebe.
Deutsch. Künstler-Theater.
7 1/2 Uhr: Der Kammersänger.
Komtesse Mizel. Erster Klasse.
Montag: Dieselbe Vorstellung.
Rose-Theater.
3 Uhr: Des Meeres u. d. Liebe Wellen.
7 1/2 Uhr: Der fidele Bauer.

Neues Operettenhaus
3 Uhr: Der Vogelkändler.
7 1/2 Uhr: Der Soldat der Marie.
Residens-Theater.
7 1/2 Uhr: Die Warschauer Zitadelle.
3 Uhr: Der Weg zur Hölle.
Schiller-Theater O.
3 Uhr: Johannsfeuer.
7 1/2 Uhr: Will und Wiebke.
Schiller-Th. Charlottenb.
3 Uhr: Kater Lampe.

7 1/2 Uhr: Alt-Heidelberg.
Thalia-Theater.
7 1/2 Uhr: Das Vagabundenmädchen.
8 Uhr: Blondchen.
Theater am Steindorffpl.
8 1/2 Uhr: Blau Junge.
7 1/2 Uhr: Die Gulaschkanon.
Theater des Westens
8 1/2 Uhr: Ein Walzertraum.
7 1/2 Uhr: Die Fahrt ins Glück
Trianon-Theater
8 1/2 Uhr: Die Waise aus Lowood.
8 Uhr: Ein glücklich. Familienvater

MOZARTSAAL Nollendorfpl. 5
Der le'draus
Grochen
Zeitbild in 2 Akten
Gunnar Tolnaes
In dem Drama „Halbblut“
Beginn 8 Uhr.

UT
Psilander
im Selbstbild
Das Verlobungs-Au'o
Asta Nielsen
Max Landa
im Dschingis-Exone
Die weisen Rosen
U. d. Enden, Alraunen, etc.
Seri- bei gabeig, Hochplatz,
vaterliche
Kollen: oder, Aufhörtend:
Ein Besuch
bei
unsere Blaujarken
U-Scote in voller
Fahrt unter Wasser!
Alarmtauchen!
U. T. Rollen erhalte:
Telephonkätzchen
Reizendes Lustspiel.
U. T. Sätze: oder,
Remise: oder, etc.
Henny Porten

Volgt-Theater.
Badstr. 58. Basse. 58.
Heute nachmittags 3 Uhr:
Winterliebe.
Heute abend 7 Uhr:
Bummelzüge.
10 Montag, d. 26. 3.: Jägerlieben.

VIKTORIA-THEATER
HEUTE Nachmittags-
Vorstellung
3 1/2 Uhr
HAG
BENDVORSTELLUNG
7 1/2 Uhr.
GRÖSSTER
ERFOLG!
N och bis 2. April
BERLIN.
Ein Spielplan
COLOSSAL!
KOTTBUSERSTR. 6.

Busch
Sonntag 2 Vorstellungen
3 1/2 Die Geierprinzessin. 3 1/2
lange-Kind auf allen frei!
hörig. Sitzplätze
7 1/2 Die 7 1/2
versunkene Stadt.
In beid. Vorstellungen vorher:
Mexikanische Lynchjustiz
Tom Jack in der Todeskassal
3 Meinkes, d. verweg Luftkrab.

Walhalla-Theater.
3 1/2 Uhr: Das Musikantenmädchen.
7 1/2 Uhr: Das Glücksmädchen.

WINTERGARTEN
Heute 2 Vorstellungen.
Nachm. 3 Uhr: Kleine Preise!
Kinder d. Hälfte. Abends 7 1/2 Uhr.
Letzter Sonntag des
Reinhardt-Gastspiels
Lillemil's Hochzeitsreise.
Aegypt. Burleske in 7 Bildern.
Musik von Bizet.
Hauptrollen: Hans Wassmann,
Lillemil Christensen,
Ernst Matray, Katta Storma
außerd.: Das große März-Prgr.

Admiralspalast.
Heute nachm. 4 u. abends 7 1/2 Uhr
Abakadabra
Großes phantastische Ballett
von Leo Bartuschek.
Musik von Julius Einödhofer.
Einlaß 7 Uhr.
Vorzügl. Küche. Nachm. kl. Pr.

Palast
Heute 2 Vorstellungen 2
3 1/2 Nachm. jed. Erw. 7 1/2
1 Kind frei.
In beiden Vorstellungen:
Die neue Revue:
Berlin im Krieg
v. Otto Reutter u. R. Liebmann.
Musik von Viktor Holländer.

Zirkus A. Schumann
Feute Sonntag, den 25. März 1917
2 Große 2
nachm 3 Uhr u. abends 7 1/2 u.
Nachm. 1 angehörig. Kind frei.
Jedes weitere Kind halbes Preis
In beiden Vorstellungen:
Kugelfahrt! Das vollkänd
große Märzprogramm
und die Pracht-Ausheit-Ventom
Die Seeräuber.

National-Theater.
Adenider Str. 68. Kottbus. 9314.
d. Wln. Jannomührrade.
Sonntag 3 1/2 Uhr:
„Die Haubenlerche“.
Schaupl. i. 4 Ak. v. G. v. Büdenbrück.
Täglich 7 1/2 Uhr:
„Studentenlieben“.
Operette i. 3 Akt. Mus. v. G. Bromme.
Vorzügl. ab 10 Uhr ununterb. gebf.

Alpello
FRIEDRICHSTR. AN DER KOTTBUS-
Heute
letzter Sonntag
des Märzspielplans
mit
Wanda Treumann
und
Viggo Larsen
2 Vorstellungen
3 1/2 Uhr 7 1/2 Uhr

Possen-Theater.
Täglich 7 1/2 Uhr:
Der Niegende Holländer.
Citrons geben sich die Ehre.

Reichshallen-Theater.
Stettiner Sängerv.
„Calanetti Feldgrau“
Anfang 7 1/2 Uhr
Sonntag-nachmitt. 3 Uhr:
Vorstellung zu
ermäß. Preisen!
Neues Programm
Für Militärs
an d. Wehentg.
freier Zutritt zu
d. Stett. Sängern.

Berliner Konzerthaus
Manerstr. 82 Zimmerstr. 90/91.
Heute: Großes Konzert
des Berliner Konzerthaus-Orchesters.
Leiter: Komponist Frz. v. Blen. Anfang 4 Uhr
Morgen: III. Winter-Konzert
des Berliner Sängervereins (CBeilla Melodia, gegr. 1896).